

*In den zwölf Jahren von 1933 bis 1945 versuchten die Nationalsozialisten, alles Leben auszulöschen, das ihrer Auffassung nach weniger wert war als ihr eigenes. Wegen dieses Rassenwahns wurden in Europa mehrere Millionen Menschen ermordet. Die Aufarbeitung dieses Traumas ist bis heute nicht abgeschlossen. An vielen Orten Europas gibt es Stätten, um der Opfer des Nationalsozialismus zu gedenken. Überlebende des Mordens und ihre Angehörigen kämpfen gegen das Vergessen. Sie veröffentlichen ihre Erinnerungen, halten Vorträge und klären jüngere Generationen über die Verbrechen der NS-Zeit auf. Der Holocaust – Haben wir damit nichts mehr zu tun?*

Karla Raveh (geb. Frenkel) wurde mit ihrer Familie im Jahr 1942 in das Ghetto Theresienstadt (siehe M 5.4) deportiert. Sie wurde dort zur Landarbeit eingeteilt. In den 1980er Jahren schilderte sie ihre Erinnerungen folgendermaßen:

„Die Arbeit war schwer, aber in der frischen Luft, und hatte auch noch einige Vorteile, wie sich später herausstellte. Unsere Vorarbeiter waren tschechische jüdische Mädels, sehr intelligente junge Leute, auch ein Agronom aus Berlin war dabei. Sie bemühten sich sehr, uns zu belehren, und nutzten jede Gelegenheit aus, uns zu erziehen. [...] Um unserer Arbeit nachzugehen, verließen wir frühmorgens das Lager durch ein Tor des Festungswalles. Dort standen Posten, SS oder tschechische Gendarmerie, die uns abzählten und bei unserer Rückkehr nachmittags wieder zählten und absuchten nach eventuell gestohlenem Grünzeug. Wir wurden Experten im Schmuggeln. Die Blätter von Rüben versteckten wir so am Körper, dass man sie nicht sehen und fühlen konnte, und wenn wir etwas „Besseres“ erwischten, banden wir es uns zwischen die Beine. So suchten wir und fanden Wege, unseren dauernden Hunger zu stillen. Die Rübenblätter kochten wir wie Spinat, die ganz jungen Blätter aßen wir gleich auf dem Feld roh. [...] Wir wurden streng kontrolliert, und wenn man uns erwischt hätte, konnte das „die kleine Festung“ bedeuten! Das war ein Gefängnis außerhalb Theresienstadts; dort wurden die schlimmsten Torturen durchgeführt. Wer dort einmal hineinkam, sah die Sonne nicht mehr wieder; entweder wurde man dort fertiggemacht oder kam nach Auschwitz ins Gas! Zum Glück ist bei dieser Arbeit keiner von unserer Gruppe erwischt worden. [...]

An traurigen Erlebnissen fehlte es nicht, wenige Transporte kamen und mehr gingen in den Osten. Krankheiten überfielen uns wie die Heuschrecken. Die Mädels kamen bedrückt von ihren Eltern-Besuchen zurück, sie waren erkrankt oder gar gestorben. Dann war es unsere Aufgabe, sie aufzumuntern und irgendwie psychologisch zu stärken. Wir litten an Diphtherie und Typhus und sogar eine Epidemie von Encephalitis brach aus. Dysenterie war unser ständiger Begleiter. Ich will hier nicht alle Krankheiten aufzählen, die typisch für unsere Lage waren, aber es erwischte uns alle einmal und hinterließ seine Spuren. Erkältungen mit hohem Fieber waren „Kleinigkeiten“. Mit seinen Zahnschmerzen musste jeder allein fertigwerden. Ich habe in den drei Jahren meiner Inhaftierung keine Zahnbürste gesehen, geschweige denn besessen. [...] Das Ungeziefer plagte uns sehr, die Pritschen waren voller Wanzen. Wenn wir Läuse bekamen, schnitten wir uns selbst die Haare so kurz wie möglich. Wir waren bedacht, uns und unsere Umgebung so gut es ging sauberzuhalten. Wenn wir eimerweise Wasser von weit her heranschaffen mussten, war es uns nicht zuviel. [...]

Ein Mädel wurde wahnsinnig, ich erinnere mich besonders gut an sie, weil sie auch Karla hieß. Ihr Vater war irgendein Professor und wurde schon sehr früh verschickt. Man brachte sie in ein Krankenrevier für Geistesranke; das war wieder so eine trostlose höhlenähnliche Kaserne. Wir haben sie ab und zu von draußen am Fenster „besucht“, sie hat uns aber nicht mehr erkannt. Diese Kranken wurden alle nach Auschwitz deportiert und dort vergast. [...]

Inzwischen war es schon Ende September 1944. Es gingen wieder Transporte ab, einer nach dem anderen in kurzen Abständen, immer über tausend -zweitausend, Männer, Frauen und Kinder. Theresienstadt wurde in vier Wochen, von Ende September bis Ende Oktober, von 25.500 auf ungefähr 11.000 Personen reduziert. [...] Meine lieben Eltern, meine lieben kleinen Brüder und meine besten Freunde waren auf der Transportliste; meine Großmutter Rosenberg nicht, und Helga und ich auch nicht. Warum Helga und ich nicht auf der Liste waren, ist kurz erzählt; man hatte uns inzwischen für kriegswichtige Arbeit eingeteilt. Außerdem kam es oft vor, dass man Familien auseinanderriß.“

*Aus: Raveh, Karla. Überleben. Der Leidensweg der jüdischen Familie Frenkel aus Lemgo, Lemgo 1987.*